

---

# Nationen und Christentum in historischer Perspektive

Rudolf Schieffer

Ein ziemlich bekanntes Zitat aus der Bibel steht am Ende des Matthäusevangeliums im Neuen Testament und berichtet von dem letzten Auftrag, den der auferstandene Christus seinen Jüngern erteilt habe. Folgendermaßen wird formuliert: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Geht daher hin und lehret alle Völker, taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe“ (Matth. 28,18–20).

Zweierlei ist daran bemerkenswert: Zum einen würde es sicher unserem heutigen Empfinden viel mehr entsprechen, wenn dort zu lesen stünde: „Geht hin und lehret jeden einzelnen Menschen und taufet ihn“, doch tritt uns tatsächlich an dieser programmatischen Stelle eine Weltsicht entgegen, die wie von selbst das religiöse Bekenntnis und die Gottesverehrung als eine überpersönliche, gemeinschaftliche, öffentliche Angelegenheit ganzen Völkern zuordnet. Zum anderen gilt es zu beachten, dass sich der Missionsbefehl auf alle Völker bezieht, nicht mehr bloß auf ein von Gott ausgewähltes Volk wie die alttestamentlichen Juden, die um sich herum nur Heidenvölker mit fremden Göttern wahrnahmen. Die christliche Botschaft, aus dem Judentum hervorgegangen, sollte sich im Gegensatz dazu an die Söhne und Töchter Adams, nicht mehr bloß Abrahams wenden.

Damit ist ein wichtiger Ausgangspunkt zum Verständnis der Rolle des Christentums in der Geschichte der letzten 2000 Jahre gewonnen.

### *Rolle des Christentums*

Dass Religion wie alle anderen Formen der geistigen Kultur in den Rahmen eines Volkes gestellt wurde, entsprach den mentalen Gegebenheiten nicht bloß der Zeit Christi, sondern weiterer Bereiche der überschaubaren Vergangenheit. Die Menschen erlebten über ihren engsten Verwandtenkreis hinaus Gleichförmigkeit mit vielen anderen in den Göttervorstellungen, in den sozialen Verhaltensformen, in der historischen Erinnerung, in der sprachlichen Verständigung und erklärten sich dies mit weit zurückreichender gemeinsamer Abstammung, also der Zugehörigkeit zu einer weitverzweigten Familie, durch die man sich zugleich von solchen Gruppen unterschied, die erkennbar anders dachten und handelten, also andere Vorfäter gehabt haben mussten. Wir sprechen vom „gentilen“ Denken, das keinen allen Menschen gemeinsamen Gott und keine dementsprechende allgemein verbindliche Religion, folglich auch kein Bedürfnis nach Mission kennt, so wenig wie ein universales Recht oder eine universale Geschichte.

Dabei ist die Selbstdeutung als Abstammungsverband, die im lateinischen Wort „gens“ ebenso wie im deutschen „Stamm“ zum Ausdruck kommt, von den Historikern längst als weitgehende Illusion entlarvt worden. Bei genauerer Betrachtung der frühen Jahrhunderte erweisen sich jene Völker als wenig stabile Gebilde. In Wirklichkeit konnten sie jederzeit auf Initiative wagemutiger Anführer neu entstehen, infolge mannigfacher Verwicklungen sich aufspalten oder mit anderen Gruppen vereinigen, im schlimmsten Fall einer militärischen Niederlage mit Verlust der eigenen Führung auch ganz untergehen, d. h. von stärkeren Verbänden aufgesogen werden, was häufig mit einem neuen Volksnamen und neuen Göttern als Ausdruck einer gewandelten Identität einherging. Schon in grauer

Vorzeit starb nicht ein jeder als Glied desselben Volkes, in das er einst hineingeboren worden war.

Selbstverständlich hat bereits die griechisch-römische Antike auf philosophischer Ebene ebenso wie in praktischer Politik auch Konzepte hervorgebracht, die darauf ausgerichtet waren, die Parzellierung in lauter einzelne Völker zu überwinden und die gemeinsame Natur des Menschengeschlechts, die Gesamtheit der bewohnten Erde, die Herrschaft über die ganze (bekannte) Welt ins allgemeine Bewusstsein zu rücken. Das römische Weltreich, erwachsen aus der Dominanz eines, des römischen Volkes über viele andere, hat Jahrhunderte hindurch eine bemerkenswerte Kraft der Integration entfaltet und schließlich jedem freien männlichen Reichsbewohner, gleich welcher ethnischer Herkunft, das Bürgerrecht zugestanden. Das Christentum war darin zunächst nur eine von mehreren Heilslehren mit weltweitem Anspruch und fand trotz gewisser Verfolgungen insgesamt günstige Verbreitungsbedingungen vor. Schon früh ließen sich optimistische Stimmen vernehmen, die davon sprachen, Christen gebe es mittlerweile in allen Völkern, woraus zugleich hervorgeht, dass anfangs durchaus die individuelle Bekehrung vorherrschte und ethnische Zuordnungen kaum von entscheidender Bedeutung waren. Erst recht trat unter den christlichen Kaisern seit Konstantin eine Entwicklung ein, die immer stärker eine Gleichsetzung der Christenheit mit der zivilisierten Menschheit, der Oikumene, innerhalb der weiten Grenzen des Imperiums begünstigte und die alles überwölbende Kraft des Kaisertums ebenso wie des gemeinsamen Glaubens betonte.

Doch dabei blieb es längerfristig nur im griechischen Osten, wo sich für weitere tausend Jahre in Byzanz ein viele Völker umfassender christlicher Kaiserstaat formierte, der bis 1453 schrittweise dem Islam das Feld überlassen musste. Im lateinischen Westen, im Abendland, zeigte sich

dagegen unter dem Druck der eindringenden barbarischen Völker seit dem 5. Jahrhundert, dass die Idee eines im Christentum geeinten großflächigen Reiches aller römischen Bürger viel zu blutleer war, um in hinreichender Zahl überzeugte Verteidiger finden zu können, und stattdessen die historische Zukunft unseres Kontinents weit mehr dem gentilen Prinzip, dem Pluralismus der Völker und Reiche, gehören sollte. Auf dem Boden des zerbrechenden Imperiums richteten die West- und die Ostgoten, die Vandalen, die Sueben, die Burgunder, die Franken, die Angelsachsen, die Langobarden ihre jeweiligen, gegeneinander abgegrenzten Herrschaften auf und pflegten ihre spezielle Eigenart in Herkunft, Sprache und Recht. Dabei war es von größter Tragweite, dass das Christentum und seine Organisationsform, die Kirche, nicht mit vielen anderen Erungenschaften der antiken Kultur untergegangen, sondern von den neuen Machthabern adaptiert worden sind, die rasch erkannten, dass ihr Regiment dadurch wesentlichen Halt gewann. Das Christentum wurde zum Wegbereiter nicht nur für die Ausbreitung des Lesens und Schreibens und darauf gestützter Herrschaftstechniken, sondern überhaupt für die Akzeptanz einer monarchischen Ordnung, die getauften Königen barbarischer Herkunft als Herrschern von Gottes Gnaden die Loyalität ihrer christlichen Untertanen unter Führung der Bischöfe verschaffte. Die Rückwirkungen auf die Kirche insgesamt waren beträchtlich, denn der Wandel der politischen Rahmenbedingungen lockerte fühlbar den universalen Zusammenhalt zugunsten der Einbindung in die einzelnen Reiche, deren Herrscher dazu neigten, das Christentum zum Bestandteil des jeweiligen gentilen Selbstbewusstseins zu machen und bestimmenden Einfluss auf „ihre“ Kirche zu gewinnen. Fortan konnte christliche Mission kaum mehr anders als auf den Kultwechsel ganzer Völker ausgerichtet sein, was im Laufe etlicher Jahrhunderte des Mittelalters zur völ-

ligen oder fast völligen Christianisierung Europas geführt hat. Die Grenzen zur Heidenwelt wurden immer weiter vom einst römischen Reichsboden nach Norden und Osten vorgeschoben, indem ein Volk nach dem anderen aus der vorherigen Isolierung durch die Bindung an seine speziellen Götter herausgelöst und in die größere Welt des Christentums eingemeindet wurde.

### *Zwei Formen christlicher Expansion*

Grundsätzlich sind zwei Formen der christlichen Expansion im Mittelalter zu unterscheiden: In Sachsen unter Karl dem Großen ebenso wie bei den Slawen zwischen Elbe und Oder zur Zeit Ottos des Großen und seiner Nachfolger, später noch einmal bei den Prußen im Deutschordensland, ereignete sich eine militärische Okkupation durch einen überlegenen christlichen Angreifer und ging einher mit einer mehr oder minder erzwungenen Christianisierung der unterworfenen Heiden, die sich dem stärkeren Gott des Siegers beugten und mit der politischen Eigenständigkeit auch ihre religiöse Orientierung verloren, weil eine Integration in den größeren Reichsverband für alle Beteiligten anders nicht vorstellbar war.

Viel häufiger war die zweite Möglichkeit, die darin bestand, dass sich in einem heidnischen Gebiet von hinreichender Größe ein einheimischer Anführer zum obersten Gebieter aufschwang, den Untertanen oder zumindest deren Führungsschicht ein gemeinsames Volksbewusstsein vermittelte und schließlich seine Position nutzte, um durch die Herbeiholung von Missionaren und die Bereitschaft zur eigenen Taufe Anschluss an die christliche Welt zu finden. Das versprach ihm geordnete Beziehungen zu den schon länger missionierten Nachbarn und einen weiteren Zugewinn an Autorität nach innen, wo der Taufe

des zum christlichen König gewordenen Anführers bald schneller, bald zögernder seine Landsleute folgten. So ist es nach frühen Vorbildern bei den Franken und den Angelsachsen im Hochmittelalter in den skandinavischen Reichen Dänemark, Schweden und Norwegen, in Polen und in Ungarn, mit Einschränkungen in Böhmen, aber auch in Kroatien und im Verhältnis zur orthodoxen Kirche in Russland, Bulgarien und Serbien, zuletzt 1386 beim Beitritt Litauens zur lateinischen Kirche geschehen. Alle diese Völker sind nicht christlichen Eroberern anheimgefallen, sondern haben von sich aus, meist als Resultat innerer Machtkämpfe, den fundamentalen Wandel in Gang gebracht, der ihnen als Gliedern einer christlichen Staatenwelt in Europa Zukunft gab, während in den selteneren Fällen, in denen der neue Glaube von außen mit Gewalt aufgenötigt wurde wie bei den Elbslawen oder den Prußen, eine autonome politische Fortentwicklung, also die Bewahrung der ethnischen Identität, von vornherein ausgeschlossen war. Das Europa der mittelalterlichen Nationen, die an Stabilität die Völker der Frühzeit deutlich übertrafen, ergab sich unmittelbar aus dem Verlauf der Christianisierung und ist ohne sie nicht denkbar. Hier ordnet sich im Übrigen auch der spezielle Ursprung des deutschen Volkes ein, das bald nach 1000 unter dieser dauerhaft gewordenen Gesamtbezeichnung in Erscheinung trat, was nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht zuvor die historisch älteren Stämme der Franken und Sachsen, der Bayern und Schwaben unter karolingischer Vorherrschaft je einzeln den gemeinsamen Glauben des linksrheinischen Westens angenommen hätten.

Dabei lag es in der Natur der christlichen Botschaft, die sich ja gleichermaßen an die Menschen aller Völker richten wollte, dass die so entstandenen Reiche nicht einfach unverbunden nebeneinanderher lebten. Schon in der Völkerwanderungszeit zeigte sich, dass die getauften Königs-

familien untereinander heiratsfähig wurden und ihre Reiche ein Mindestmaß an wechselseitigen Umgangsformen einhielten, was für ihre ungehemmten Attacken gegen die politisch meist schwächer organisierten heidnischen Anrainer nicht galt. Trotz aller Rückschläge im Einzelfall kam die Ausbreitung des Christentums in Europa insgesamt dem Gedanken einer zwischenstaatlichen Rechtsordnung entgegen, wie sie die rivalisierenden Heidenvölker der Frühzeit nicht gekannt hatten. Zu den Merkmalen anerkannter Eigenständigkeit innerhalb dieses Gefüges gehörte ein auf das jeweilige Reich zugeschnittenes Kirchenwesen mit einem erzbischöflichen Metropoliten an der Spitze, der sein Amtsabzeichen, das sogenannte Pallium, direkt vom Papst aus Rom bezog und für die Salbung und Krönung des Herrschers zuständig war, also dessen Vorrangstellung sakral legitimierte, notfalls auch in die Thronfolge steuernd eingreifen konnte. Gemeinsam war ferner die Geltung des allgemeinen Kirchenrechts, das tief in die meisten Lebensbereiche eingriff, sowie die Teilhabe an den geistigen und kulturellen Fortschritten der Zeit, die regelmäßig durch das verbindende Medium der lateinischen Sprache die Gesamtheit der christlichen Reiche erfassten, von der Ausbreitung neuer Orden über die Entstehung der Universitäten bis zum Siegeszug des gotischen Baustils. Hinter dieser Konvergenz der Erscheinungsbilder von Portugal bis Schweden, von Schottland bis Ungarn in der zweiten Hälfte des Mittelalters stand wohlgerneht nicht eine übergeordnete politische Macht, denn das universale römisch-christliche Kaisertum, wie es Karl der Große um 800 als allseits wirksame Autorität praktiziert hatte, war mit dem Auseinanderbrechen seines Reiches früh schon als Motor der abendländischen Entwicklung ausgefallen und hatte sich zu einem Ehrenvorrang des ostfränkisch-deutschen Herrschers reduziert. Selbst die Päpste als einzige überall anerkannte höchste Instanz waren nur be-

grenzt in der Lage, von sich aus gestalterisch aktiv zu werden, und beschränkten sich zumeist auf reagierende Entscheidungen aus konkreter Veranlassung. Der Sammelbegriff der *Christianitas*, der seit dem 12. Jahrhundert geläufig wurde, bezeichnet somit ein komplexes, sich selbst regulierendes Gebilde, das sich aus einem Kranz von ähnlich strukturierten Königreichen zusammensetzte, in einem ambivalenten Verhältnis zur griechischen Kirche der Byzantiner stand und sich im Übrigen stets bewusst blieb, bloß einen Teil der bekannten Menschheit darzustellen, solange in Europa noch nicht überall das Christentum durchgesetzt war und rund um das Mittelmeer die Gegenwart des Islam ihre eigene Dynamik entfaltete.

### *Resultat des Christianisierungsprozesses*

Die Eigentümlichkeit der Gliederung in nationale Königreiche, die wir als Resultat des Christianisierungsprozesses seit dem Ausgang der Antike ansehen, tritt noch deutlicher zutage, wenn man als Gegenprobe auf die politische Organisation der beiden anderen monotheistischen Weltreligionen blickt, die am mittelalterlichen Europa Anteil hatten. Die Juden existierten seit ihren gescheiterten Aufständen gegen die Römer in Palästina bekanntlich überall, wo sie lebten, in der Diaspora ohne Aussicht auf eine eigene staatliche Daseinsform; erst die Katastrophen des 20. Jahrhunderts haben im heutigen Staat Israel die Idee einer jüdischen Nation Realität werden lassen. Aber auch die Muslime, die ihre religiös begründete Dominanz – anders als das frühe Christentum – von Anfang an mit militärischen Mitteln in weiten Teilen des Orients und der Mittelmeerwelt ausbreiteten und dabei übrigens auch ganze Völker mit ihren Anführern auf ihre Seite zogen, haben einen internen staatlichen Pluralismus nie hervorbringen oder je-



denfalls nicht anerkennen wollen, sofern es faktisch doch durch einzelne selbstbewusste Machthaber zu Abspaltungen in der universalen Gemeinschaft der Söhne des Propheten, der umma, mit dem Kalifen als ihrem höchsten Repräsentanten, aber nicht unumschränkten Herrscher an der Spitze gekommen ist. Die für ihren Glauben konstitutive Idee, wonach die Welt in ein Land des Islam und ein Land der Ungläubigen zerfällt, stand einer inneren Differenzierung des eigenen Bereichs zugunsten von Monarchen und Nationen prinzipiell im Wege, bis dann wiederum erst im 20. Jahrhundert beim Zerfall des Osmanischen Reiches und teilweise gemäß den Vorstellungen westlicher Kolonialmächte islamische Nationalstaaten im Nahen Osten und in Nordafrika entstanden sind.

Der religiös fundierte Verbund nationaler Königreiche als Spezificum allein des abendländischen Teils der mittelalterlichen Welt ist von der Glaubensspaltung am Beginn der Neuzeit heftig erschüttert worden, aber deswegen keineswegs untergegangen. Gemäß dem uralten Bedürfnis nach innerer Geschlossenheit bei der Gottesverehrung strebten die einzelnen Reiche und ihre Herrscher im Zuge der Konfessionalisierung entweder nach evangelischer oder nach altgläubiger Homogenität und entstand im zugespitzten Konfliktfall eine neue Nation wie die protestantischen Niederlande im Widerstreit mit dem katholischen Spanien. Nur in Deutschland, dem Mutterland der Reformation, vollzog sich die Entscheidung nicht auf Reichsebene, sondern in den einzelnen Territorien, deren Fürsten die Festlegung des Bekenntnisses für alle als ihr Recht reklamierten. Wo der Protestantismus obsiegte, verstärkten die Abkehr vom römischen Papsttum und die Einführung eines landesherrlichen Kirchenregiments eher noch die abgrenzende, identitätsstiftende Rolle der Konfession für den Untertanenverband, aber auch das katholisch gebliebene Europa kennt Nationen wie Irland oder Polen, für deren

historisches Selbstbild aufgrund besonderer Umstände die Konfession bis in unsere Tage ein herausragender Faktor geblieben ist.

Gelockert hat sich der Zusammenhang erst infolge der Aufklärung, der Ausbreitung des neuzeitlichen Toleranzgedankens und der Praxis konfessioneller Parität, die grob gesagt seit dem 18. Jahrhundert dem individuellen religiösen Bekenntnis, gegebenenfalls auch abweichend vom Herrscher und der Mehrheit seiner Untertanen, eine durchaus neuartige Legitimität verschafften. Fortan war der Religionswechsel, die „Bekehrung“ ganzer Völker nicht mehr denkbar. Die Entwicklung war Bestandteil des elementaren Vorgangs der Säkularisierung des Denkens, der in der Moderne immer weiter vorangeschritten ist. Ein markanter Wendepunkt war die Französische Revolution, weil sie einen betont areligiösen Nationsbegriff mit der antimonarchischen Idee der Volkssouveränität verband. Die Nation konnte seither auch gegen den gesalbten König und die dynastischen Rechtsansprüche seines Hauses mobilisiert werden, sie beruhte nüchtern innerweltlich auf dem übereinstimmenden Willen der Bürger, sich auf eine für alle verbindliche Rechts- und Verfassungsordnung festzulegen und sich darüber buchstäblich in derselben Sprache zu verständigen.

### *Sprache und Nation*

Die gemeinsame Sprache, verstanden zugleich als Ausdruck derselben Geschichte und Kultur, ist während der letzten 200 Jahre im Selbstbild der Völker zum wichtigsten Ersatz für den nicht mehr alle verbindenden Glauben geworden. Das gilt zwar nicht lückenlos, wie uns mehrsprachige „Willensnationen“ nach der Art der Schweiz, mit Abstrichen auch Belgiens oder Kanadas zeigen können,

hat aber insgesamt angesichts der Vielfalt gesprochener Sprachen zu einer beträchtlichen Vermehrung der Nationen geführt, denn die älteren, aus dem Mittelalter stammenden Reiche in Europa waren durchweg ohne sprachliche Homogenität gewesen und als monarchische Herrschaften darauf auch nicht unbedingt angewiesen. Völker primär als Sprachgemeinschaften zu begreifen, war dagegen geeignet, zuvor ungeahnte Energien zu wecken. Nicht nur dass bestehende Staaten durch bewusste Sprachpolitik, gestützt auf ein öffentliches Schulwesen, ihren inneren Zusammenhalt zu festigen suchten und mit sprachlichen Minderheiten ähnlich brüsk umgingen wie in früheren Jahrhunderten mit religiösen Dissidenten, die die kirchliche Einheit des Reiches trübten. Es wurde im Gegenzug auch möglich, mit Erfolg die politische Separierung sprachlich definierter Teilgruppen innerhalb von Vielvölkerstaaten wie der Habsburgermonarchie zu betreiben oder umgekehrt unter Hinweis auf die sprachliche und daher historische Zusammengehörigkeit neuen Großstaaten wie dem aus dem Risorgimento hervorgegangenen Königreich Italien oder dem deutschen Kaiserreich Bismarcks und Wilhelms I. den Weg zu ebnen. Alles in allem stellt sich die europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts dar als ein fortschreitender Siegeszug des nationalen Prinzips, oft mit revolutionären und kriegerischen Mitteln, der sich seit dem Ersten Weltkrieg der Parole vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ bediente und jüngst noch auf dem Balkan und anderwärts nach dem Kollaps des Kommunismus seine Stoßkraft erwiesen hat. Er hat bisher nur mühsam kompensiert werden können durch den Gedanken einer umfassenden politischen Einigung der Völker Europas, der aus der leidvollen Erfahrung ungehemmter nationaler Gegensätze auf unserem Kontinent erwachsen ist. Aber auch im weltweiten Maßstab ist zu konstatieren, dass sich das im vormodernen lateinischen Europa wurzelnde

Muster der Nation in seiner säkularisierten Gestalt praktisch überall durchgesetzt hat: zuerst im Zuge der Dekolonisierung Lateinamerikas, dann des britischen Empire und schließlich ganz Afrikas und großer Teile Asiens, zuletzt noch bei der Auflösung der Sowjetunion. Mögen die Staatsgrenzen nicht selten von fremden Mächten mit dem Lineal vorgezeichnet sein und die Bewohner einige Mühe haben, sich zu einem Staatsvolk zusammenzufinden, allgemein verbreitet ist jedenfalls die Vorstellung, die ganze Welt gliedere sich in Nationen, und demgemäß nennt sich die politische Gesamtorganisation der heutigen Menschheit „Vereinte Nationen“.

### *Christentum und Nation*

Das Christentum in seinen verschiedenen konfessionellen Erscheinungsformen hat am forcierten „nation building“ der jüngeren Zeit nur sehr begrenzten Anteil gehabt und ist allenfalls punktuell als identitätsstiftende Kraft wirksam geworden, so etwa bei der Sezession des modernen Irland von Großbritannien, bei der Restituierung Polens nach russischer, preußischer und österreichischer Fremdherrschaft, bei der Scheidung Kroatiens von Serbien oder bei der Selbstbehauptung der armenischen Nation, wo jeweils eine weit in die Geschichte zurückreichende konfessionelle Prägung mit Erfolg zum Geltungsgrund für nationale Ansprüche gemacht wurde.

Viel wichtiger für das Verhältnis von Christentum und Nationen war es, dass sich die Religion der lateinischen Welt seit Beginn der Neuzeit infolge der großen Entdeckungen und der kolonialen Eroberungen anderer Erdteile in der ganzen Welt Geltung verschafft hat. Die mondiale Verbreitung haben Katholizismus und Protestantismus gemeinsam dem orthodoxen Christentum voraus, das 1453 gerade

seinen politischen Rückhalt in Byzanz eingebüßt hatte, aber auch dem Islam, dem Buddhismus oder dem Hinduismus, die erst in der Gegenwart in gewissem Umfang über ihre angestammten Einzugsbereiche hinaus in allen Weltgegenden Fuß zu fassen beginnen. Dieser Vorsprung des lateinischen Christentums beruht bekanntlich auf dessen tiefer Verwurzelung gerade in jenen europäischen Reichen, die seit dem 16. Jahrhundert daran gingen, die weite Welt unter sich aufzuteilen, Portugal, Spanien, Frankreich, England, die Niederlande und ganz zuletzt ein wenig auch noch Deutschland. Solange sich deren Herrscher und Führungsschicht als christlich, als von Gottes Gnaden legitimiert verstanden, konnten sie trotz gelegentlich erhobener zeitgenössischer Bedenken kaum anders als die Taufe der Eingeborenen wie einst Karl der Große in Sachsen zum selbstverständlichen Teil ihrer Expansions- und Unterwerfungspolitik zu machen und schreckten dabei vor Zwangsmitteln bis zur physischen Ausrottung nicht zurück. Das Christentum, dem sich seit den Entdeckungen der fremden Erdteile wie nie zuvor die Aussicht bot, gemäß dem Auftrag des Evangeliums wirklich die ganze Menschheit zu erreichen (und nicht bloß die im Altertum bekannten Völker), nutzte die Chance nicht mehr wie mehrfach im Mittelalter zur Gewinnung und Integration neuer eigenständiger Nationen, sondern bloß zur Fundierung und Flankierung des Ausgreifens längst bestehender christlicher Mächte nach Übersee. Moctezuma, der letzte Herrscher der Azteken in Mexiko, wurde nicht getauft und als König eines künftig christlichen Reiches anerkannt wie Mieczko, der erste bekannte Anführer der Polen im 10. Jahrhundert, sondern kam 1520 im Zuge der durch die Spanier ausgelösten Unruhen um und erhielt keinen Nachfolger mehr. Ob es angesichts der konkreten Bedingungen, unter denen die Europäer in die Welt Altamerikas einbrachen, eine realistische Alternative zur faktischen Entwicklung gegeben hat,

mag man bezweifeln, sicher ist jedoch, dass die Verschwisterung von Kolonialismus und Mission in der Neuzeit die Entstehung genuiner christlicher Nationen außerhalb Europas verhindert hat. Die mehrheitlich christlichen Staaten der Gegenwart in anderen Erdteilen, vornehmlich also in Lateinamerika, aber auch Australien und die Philippinen, vor allem aber die USA, sind emanzipierte Kolonien, also Derivate der aus Europa herrührenden Einwanderergesellschaften, deren kulturelle Identität sich mittlerweile, wie man weiß, in lebhafter Bewegung befindet.

Fazit: Das Christentum, das mit dem Auftrag angetreten war, die ganze Menschheit zu gewinnen, ist in seiner langen Geschichte politisch vor allem wirksam geworden in der Formierung des Nebeneinanders europäischer Völker zu dauerhaften nationalen Königreichen. Im selben Maße, wie die christliche Prägung dieser Reiche in der Neuzeit ihre Verbindlichkeit verlor, setzte sich das Modell der Nation, nun in säkularisierter Gestalt, rund um den Erdball durch, auch in Weltgegenden, deren kultureller und religiöser Tradition der Gedanke der Nation bis dahin fremd war. Das Christentum erscheint heute weniger denn je auf eine konkrete politische Ordnung bezogen, sondern sieht sich im Wettbewerb der Weltdeutungen einer amorphen Menschheit gegenüber wie in seinen geschichtlichen Anfängen.